

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 105 (2009)
Heft: 1: Themenheft Richard Weiss

Artikel: Richard Weiss im Spiegel familiärer Erinnerungen : drei Zugänge
Autor: Weiss, Jakob / Weiss, Hans / Studer-Weiss, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richard Weiss im Spiegel familiärer Erinnerungen. Drei Zugänge

Jakob Weiss, Hans Weiss, Elisabeth Studer-Weiss

Abstract

Die Kinder von Richard Weiss, Hans Weiss (1940), Elisabeth Studer-Weiss (1943; ihr Zwillingbruder Christian starb 1997) und Jakob Weiss (1948), wurden angefragt, im Anschluss an die wissenschaftlichen Referate an der 111. Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Schüpfheim 2008 Richard Weiss in seinem familiären Umfeld zu beleuchten. Ihre mündlichen Beiträge zuhanden dieser Tagung haben sie zum Teil ergänzt und geringfügig aufeinander abgestimmt. Es bleiben aber nach wie vor drei nicht verwechselbare Perspektiven und unabhängige Schwerpunkte erkennbar. Während der jüngste Sohn auf gewissermassen wissenschaftlichem Weg dem Vater in der Familie nachspürt, erinnert sich der älteste an Gespräche über dessen Beruf und wie er ihm auch in den Ferien nachging. Nach diesen beiden Texten legt die Schwester aufgrund von Tagebucheinträgen, Briefen und Notizen ihre persönliche Deutung des Menschen Richard Weiss und seines Werdeganges dar. Schüpfheim hat die Grenze zwischen wissenschaftlicher und menschlicher Auseinandersetzung eindringlich aufgetan.

«... doch mich trieb's weiter»: Den Spuren des Vaters hinterher

Jakob Weiss

Ich kannte meinen Vater 14 Jahre lang – will man die ersten vier mitrechnen. Als er verunglückte, hatte ich mir noch keinerlei Gedanken zum Wort «Beruf» gemacht und wusste auch nicht recht, was mein Vater machte, wenn er zu Hause in seinem «Studierzimmer» am Schreibtisch sass. Oder «an der Uni» oder «in Basel» war. Dafür wagte ich es dann weitere 14 Jahre später, wenigstens im Nebenfach Volkskunde zu belegen. Es war die Zeit des Methodenstreits, «Abschied vom Volksleben» oder die Ereignisse, die zum «Opernhauskrawall» führten, erinnern daran. Doch diese fachliche Spurensuche ist hier nicht das Thema. Ich nehme bloss eine banale wissenschaftliche Forderung daraus zu meinem Ausgangspunkt: Es braucht eine Fragestellung, will man gezielt etwas herausfinden.

Die Welt meiner Kindheit, dieses «Familiäre», in dem mein Vater seinen Platz hatte, liegt nicht einfach als klar greifbares Gut um mich herum. Wie Steine an einem Flussufer, die ich aufheben und zeigen kann, oder wie Bäume im Wald, auf die ich deuten könnte. Ich muss das Familiäre suchen und rekonstruieren – und sein Gewicht bestimmen. Dabei soll mir eine Frage zum aktuellen Anlass den Einstieg erleichtern: Warum möchten Menschen, die Volkskunde studiert haben oder Volkskunde betreiben oder die der Volkskunde freundlich gesinnt sind, über den familiären Alltag eines verstorbenen Volkskundlers Bescheid wissen?

Diese Neugier scheint von einem Gegensatz zwischen Beruf und Familie auszugehen. Sie vermutet, dass ein Mensch in seinem Beruf (in seinem Werk) ein anderer ist als in der Familie (in seinem «Alltag» ausserhalb des Berufes). Und damit stellt

sich auch gleich eine zweite Frage: Sind wir drei «Kinder» wirklich die richtigen Gewährsleute für Familiäres? 46 Jahre nach dem Tode unseres Vaters, in denen sich unsere Erinnerungen genauso überformt haben wie die Erinnerungen aller anderen Menschen? Haben wir nicht zudem eine familiäre Zensurschere im Kopf? Oder reproduzieren schon längst unsere familiären Eigenklischees? Erzählen, uns selber – und heute Ihnen, gut gehende «Stories»? Und die weniger guten überlässt man dem Vergessen.

Was wir direkten Nachkommen bestimmt nicht können, ist Ihnen zu sagen, wer Richard Weiss «wirklich» war. Doch zum Glück sind wir Geschwister uns nicht ganz einig, was die Vergangenheit und ihre Darstellung angeht. Oder anders gesagt, wir empfinden uns selber als genug verschieden voneinander (obwohl wir alle gleich husten), um auf eigenen Betonungen beharren zu dürfen und andere gut sein zu lassen. In dieser Differenz kommt die von Ihnen erwartete Auskunft womöglich am besten ans Licht. Und natürlich *sind* wir ganz einfach das übrig gebliebene Familiäre, aufgrund dessen Sie Ihre Rückschlüsse auf Richard Weiss ziehen werden, so wie wir es selber gar nicht können. Ich bin jedenfalls gerne an diese Jahrestagung gekommen, als volkswissenschaftliches Subjekt und Objekt, und dankbar und erstaunt, dass Richard Weiss von der Volkskunde so wenig vergessen wurde wie von mir selber.

Es ist erst ein Jahr her, dass ich mich zum ersten Mal mit meinem Vater auf eine Art und Weise auseinandersetzen musste, die nicht nur privater Natur war. Anlässlich seines 100. Geburtstages wurde ich gefragt, ein Porträt über ihn zu verfassen. Dieser Text (in den Küssnacher Jahresblättern) enthält auch Familiäres und brachte mir die Erfahrung, dass beim Schreiben oder Lesen eigener Zeilen weit weg geglaubte Tränen plötzlich in die Augen schiessen. Aber, wie ich im Nachhinein merkte, erzählt der Text fast mehr von mir als von Richard Weiss. Ich habe mich geschützt, und ihn vielleicht auch, indem ich die zwei Personen ineinander verwob. Die Trauer betrifft vermutlich schon längst mich selber.

Heute Abend wollen Sie erklärermassen vor allem über meinen Vater etwas erfahren. Was soll, was darf ich jetzt verraten? Ohne dass es ein Verrat am Familiären ist – und ohne dass es ein Lug ist? Sie möchten doch bestimmt etwas Brisantes hören, etwas Ungehöriges, etwas, worauf man selber nie gekommen wäre. Denn wir haben uns alle ja auch schon quälend gelangweilt am öden Familiären, sei es an verflossenen Dia-Abenden bei Bekannten über deren Familienferien oder bei vorgeführter Kindererziehung anlässlich eines gemeinsamen Essens oder beim ungewollten Anhören allzu bekannter Streitmuster. Soll ich Ihnen also zum Beispiel sagen, dass mir mein Vater einmal eine heftige Ohrfeige versetzt hat, als ich lustvoll weiche Mostbirnen an den weissen Verputz unserer Hauswand warf? Um dann sogleich anzufügen, dass die Strafe nicht so schlimm war, und eigentlich gerechtfertigt, und Ohrfeigen ohnehin etwas anderes bedeuteten als heute?

Tatsächlich neigte unser Vater zu Ausbrüchen von Zorn. Doch sie waren, kaum wurden sie manifest – wenn z.B. ein nicht abgestellter Strahlerofen in der bereits

warmen Stube einen heftigen Fusstritt erhielt – auch schon wieder bereut. Und sie galten, nach einem Schweigen oder seinem Verschwinden ins Arbeitszimmer, als erledigt. Erweitert oder vervollständigt dieses Geständnis einer Schwäche von Richard Weiss die Nekrologe und die Tagebucheinträge, die Ihnen vielleicht schon bekannt sind? Oder sollte ich doch lieber erwähnen, dass mein Vater für jedes Kind zwei Bäume im Garten pflanzte und wir heute noch von «unserem» Apfel- oder Zwetschgenbaum reden? Sie werden feststellen, dass diese letzte Erwähnung schon zum erkalteten Stand der familiären Geschichtsschreibung gehört.

Vielleicht ist ja das Unbedeutsame am aussagekräftigsten: Wenn es Reis zum Essen gab, pflegte man früher zuerst die Reiskörner aus dem Sack über eine Fläche rieseln zu lassen, um allfällige kleine schwarze Steinchen dazwischen herauszulesen. Dennoch, wenn dann beim Essen jemand plötzlich mit Kauen innehielt, weil es hörbar geknirscht hatte und ein beschädigter Zahn befürchtet wurde, so war es eigentlich immer mein Vater. Wir wussten, dass er – altmodisch – viel gründlicher kaute als wir. Und er hielt uns auch immer wieder an, gut und lange zu kauen und erzählte vielleicht in einem solchen Zusammenhang diese Episode aus *seiner* Kinderzeit: Dass, wenn er auf dem Kirschbaum die Kirschensteine herausgespuckt (anstatt geschluckt) habe, der Onkel jeweils von unten gemahnt habe: Wenn du schon *genug* Kirschen gegessen hast, kannst du wieder herunter kommen! Und dann schnitt er wieder feinste Rädchen vom Salsiz und die äusserste Rinde vom Kässtück ab, bevor wir zulangten. Wofür stehen diese Erinnerungsfragmente? Es ist die Haltung der Sparsamkeit. Eine Sparsamkeit, die bei meinem Vater, obwohl in gewissen Bereichen kaum mehr nachvollziehbar, kein Geiz war und auch nicht lustverneinender Askese, sondern dem Prinzip Genügsamkeit Achtung verlieh. Bescheidenheit war es bestimmt auch, doch das Auskommen mit wenig zielte auf Vereinfachung, auf das Essentielle hin. Lange bevor der heutige Überfluss an fast allem absehbar wurde und eine «minimale» Einstellung als trendige Mode in gewissen Kunst- und Lebensnischen wiederkehrt.

Er selber fand es, glaube ich, ganz amüsant, und das ist nun eine gut gehende Geschichte, dass er einmal gebüsst wurde. Für das Fangen einer Forelle im Küssnacher Bach. Jemand muss ihn im Wasser stehend beobachtet haben, wie er eine Forelle in der Hand hielt – und zeigte ihn an. Die hochnotpeinlich an Herrn Dr. phil. R. Weiss ausgestellte Polizeiverfügung No. 288. des Statthalteramtes Meilen hat beinahe den Charakter einer Diplomurkunde. Aber ich bin mir in diesem Punkt 100 Prozent sicher, dass wir nie Forellen zum Znacht assen. Er wollte uns Kindern einfach den schönen Fisch zeigen. Und natürlich braucht es einiges Geschick, eine Forelle im Bachtümpel von Hand zu fangen, das weiss ich auch noch.

Sind das erhellende Einblicke ins Familiäre? Vielleicht. Doch ich muss Ihnen gestehen, dass auch Rätsel bestehen bleiben, was das Bild meines Vaters betrifft. Sein häufiges Kopfweg beispielsweise oder seine gelegentlichen Ausbrüche sind für mich unbeantwortete Fragen an seine innere Verfassung und seinen Arbeitsantrieb. Sie wären womöglich gerade so gut oder besser aus seinen Vorlesungen und Büchern heraus zu beantworten als aus seinem familiären Verhalten.

Mein Vater hat Ziele verfolgt, er wollte mit seinem Leben etwas erreichen und gestalten, trotz oder dank grossen Hindernissen, die er überwinden musste. Er hat ein wissenschaftliches Fach geprägt, und er hat eine Familie gegründet, wie man etwas altväterisch sagt – und dann ist er mit 55 plötzlich gestorben. Nicht krank und auch nicht auf einer schwierigen Klettertour, wie man es vielleicht gerne haben möchte. Einfach weggerutscht in ein tiefes Bachtobel. Dieser Tod, vor dem Herbst seiner Lebensernte, stellt weitere Fragen. Oder will zumindest mir noch immer etwas sagen, wo ich schon längst älter bin als er es wurde.

Und da kommt mir auf einmal auch in den Sinn, dass Richard Weiss regelmässig in der Bibel las, was wohl nur wenige wussten, und dass wir vor den Mahlzeiten beteten, jedes Kind mit seinem eigenen Gebet. Bei Besuch am Tisch liessen wir dieses Ritual manchmal aus, und irgendwann in den späten 50er Jahren befand die Familie, es ganz sein zu lassen. An Sonntagen, wenn der Kirchgang gleich mit der Abstimmung verbunden werden konnte, nahm er mich im Primarschulalter hie und da mit in die Welt der Erwachsenen, die zwischen Gemeindehaus und Kirche ihre Hüte antippten oder ein Wort miteinander wechselten. Nach dem dann für mich doch etwas mühsamen Gottesdienst schlugen wir meist den kurzweiligen Weg durchs Küsnachter Tobel nach Hause ein, trotz Sonntagsschuhen.

Wenn ich an die eingangs gestellte Frage zurückdenke, werde ich mir eigentlich ziemlich sicher, dass mein Vater gar nicht so anders war in der Familie als er es im Beruf war. Ob Blutsgemeinschaft oder soziale Gemeinschaft, ob Familie oder Volkskundliches Seminar im Florhof und Exkursionen ins Prättigau, Ruhrgebiet oder nach Jugoslawien, er lebte, so gut es ihm gelang, seinen Überzeugungen und Prägungen nach. In seiner äusseren Strenge war die Suche nach Nähe und Liebe eingebettet. Man fand den Zugang zu diesem inneren Richard Weiss oder fand ihn nicht. Vielleicht hätte er sich manchmal gerne mehr geöffnet – doch wir wissen nicht, zu welchem Preis er das getan hätte.

Aber er öffnete sich der Welt, in der er lebte und die er erforschte. Und da flossen, wie mir scheint, berufliches und gesellschaftliches oder freundschaftliches und familiäres Erleben nahtlos ineinander. Kaum ein Tag in seinem ganzen Leben, der nicht einen schriftlichen Niederschlag fand! Welt-Beobachtung auch als Selbst-Beobachtung. Weil mich aus der Fülle besonders interessiert, wie Richard Weiss seine so genannte Feldarbeit verrichtete – denn sie muss den Schlüssel zu seinem Verständnis von Volkskunde, Methode, sozialem und naturwissenschaftlichen Geschehen genauso enthalten wie das Familienleben –, möchte ich einige Auszüge aus Tagebüchern und Briefen direkt sprechen lassen. Nur so bin ich ganz draussen. Es sind zwei ganz verschiedene Momente aus dem Alltag des Alltagsforschers, was die Polarität von Stadt und Land betrifft, stammen aber aus der gleichen Schaffenszeit.

Berlin, 16. 2. 1934

Übungen bei Beitzl. Darauf ins Institut für Geschichte der Medizinischen Naturwissenschaften, auf Anraten von Künssberg und Schlenger. Dir. Prof. Diepgen, grauhaarig und würdig, aber sehr entgegenkommend. Hört meine Pläne in alter naturwissenschaftl. Alpenlit. ab und führt mich dann zu Priv. Doz. Schuster, einem Münchner, volles, lebenslustiges Gesicht, stark bayrischem Akzent u. Leutseligkeit.

Abends gearbeitet.

Berlin, 17. 2. 1934 (Samstag)

Ganzen Tag auf dem Realkatalog der Bibliothek. Literatur zu Alpsiedlung und Alpenreisen. Dazwischen im Tageskino. Fremdenführer in Paris (Maurice Chevalier). Ein guter und wirklich lustiger Film. Abends mit Henschels zusammen Schweizer Volksleben von Brockmann angesehen.

Berlin, 26. 2. – 3. 3. 34

Atlas. Bericht zu Frage 145a. Karte zu den Besitzverhältnissen der Alpen im Prätigau. Gelesen. Sonst wenig zu berichten. Ausschliesslich auf Arbeit eingestellt.

Berlin, 4. 3. 34 (Sonntag)

Vom Stettinerbhf nach Bernau gefahren (Vorortverkehr Endstation). Mit dem Autobus weiter bis Lanke. Zum Dorf hinaus auf schöner Chaussee. Alte Wassermühle. Frischer Wind, aber die Sonne macht doch schon ordentlich warm. Zuerst einem kleinen See entlang, stille, melancholisch anmutende Fläche mit hellem Schilfsaum und dahinter dunkler Wald, das gewohnte Bild und doch immer eindrucksvoll. Stille, nur die Hörnlein und das Geschrei wandernden Hitler Jungvolkes tönt zuweilen über den See.

Ützdorf. Dann beginnt ein neuer See: der Liepnitzsee, der gleich neben sich noch ein Zwergseelein, das Seechen hat. Tiefer gelber Sand. Hier hat man den Lederstrumpffilm gedreht. Dann prachtvoller Steig unmittelbar am Wasser. Drüben eine grosse Insel, die ein Bauer mit seinem (ausgelassenes Wort) wie ein Fürst verwaltet. Ein angenehmes unterhaltsames Wandern, wechselndes Sonnenlicht lässt die Fläche des Sees aufblitzen und dann wieder matt glänzen. Nur zu bald ists wieder zuende. Wieder Waldwege, aber bald glitzerts wieder zwischen den Stämmen: die drei Pfühle, drei Seen mit denen der Teufel einst etwas zu tun hatte.

Dann hört der Wald auf, es kommt das Dorf Wandlitz nebst Kolonie. Hier beginnt der Wandlitzsee. Tiefblau den Himmel spiegelnd hebt er sich ab von dem grellen Ocker der Schilfränder. Ein junges Mädchen schliesst sich uns an. Sie wohnt in Berlin, ihre Eltern siedeln hier draussen. Sie schimpft, dass sie so lange habe hier draussen sein müssen. Jetzt habe sies durchgesetzt in Berlin zu wohnen. Mit den Bauern hier gebe es überhaupt kein Zusammenleben, nichteinmal ein Ei geben sie einem. Sie merken eben die höhere Kultur des Städters, werden eifersüchtig und schliessen sich von ihm ab, indem sie ihn für überspannt erklären. Selbstbewusst stolziert das Dämchen mit seinen hohen Ansätzen, rümpft die Nase über das holprige Pflaster und den Dreck der Dorfstrasse.

Auf der Landstrasse marschieren wir gegen Zülzdorf, das sind wieder etwa 6 km. Man bekommt so richtig Wanderlust und Frühlingfreude. Das Dorf selber erreichen wir nicht, wohl aber das Bahnhöfchen, das mitten in Föhrenbeständen, Sandlöchern und Heidekrautflächen wie eine Wildweststation verlassen daliegt. Immerhin gibts im Gasthaus eine Suppe und ein Bier, auf freundliche Art dargeboten. Dann schnauft das Bähnchen heran, Station um Station schiebt es sich durch weite Fruchtfelder und Kiefernwälder Berlin zu. Reinickendorf-Rosental umsteigen in die Stadt- und Ringbahn. ½16 Uhr zuhause.

Gearbeitet, Frageplan.

Berlin, 13. März 1934

Heute kam hoher Besuch. Im ganzen Atlas grosse Aufregung: Ordnung gemacht auf den Plätzen, Karten an den Wänden aufgenagelt etc.

Es kam Ministerialdirektor Buttman in Begleitung von Exzellenz Schmitt-Ott und Schwörer von der Notgemeinschaft. Schlenger sprach ein paar erklärende Worte. [...]

Unter der Tür tritt Dr. Jürgens nochmal vor und stellt dem Ministerialdirektor Buttman «unseren Schweizer» vor; der tritt mit dem Hitler-Gruss auf mich zu und gibt mir die Hand. Konzentrierter, unbewegter Blick aus grauen Augen, viereckiger Kopf, Haar im Bürstenschnitt. Am Rock das Parteiabzeichen mit goldenem Rand, mit dem die ersten 10'000 Mitglieder der Partei ausgezeichnet

wurden. Ich habe die Ehre (was mir nachher alle nochmals unter die Nase reiben), mit dem Mann zu sprechen, der Parteinummer 8 hat, gleich nach Hitler, welcher 7 hat. Er hat in München am Bluttag mit ihm vor der Feldherrenhalle gestanden. Auch er fragt mich unter anderem, ob ich am Schweizer Atlas mitarbeiten werde, worauf ich wie vorher antworte: Ich hoffe es. Dann erhebt er wieder die Hand zum Hitlergruss und geht weiter und hinter ihm das ganze Gefolge.

Das Gespräch beginnt wieder, die im Nebenraum fragen, was er hier angesehen habe. [...]

Berlin, 23. 3. 34 (Freitag)

Atlas. Karten im Chefzimmer durchgearbeitet. Schlenger kommt herüber. Wir geraten ins Gespräch. Er erzählt mir auch von der Geschichte des Atlas. Die erbitterten Kämpfe von früher. Viel Energie an persönliche Streitigkeiten verschwendet, jeder wollte seine Persönlichkeit ins rechte Licht rücken und hatte Angst, ein anderer würde den Rahm abschöpfen. Mitarbeiter als Trabanten der streitenden Parteien. Auch Notgemeinschaft verärgert. Schlenger spricht aber von all dem ohne Selbstgefälligkeit, obwohl, nach Jürgens Urteil auch, jetzt die beste Zeit des Atlas ist. Röhr andererseits betont wieder sehr Wildhagens Leistung für den Atlas.

Dann kommen wir auf den Schweizer Atlas. [...]

Berlin, 11. Februar 1934 (Sonntag)

Liebe Mutter,

Dein Sonntagsbrief, den ich gestern abend beim Heimkommen vorfand, ist wieder sehr reichlich und sehr lieb ausgefallen. So treibt es mich doch, Dir gleich darauf zu antworten, obwohl es mich andererseits auch stark zur Arbeit hinzieht. ... Die Schrift heisst übrigens: «Der Sprachatlas als Forschungsinstrument» und gibt alle technischen Anmerkungen und Anweisungen zum Gebrauch des Atlas. ... Eigentlich hätte ich das Buch ja schon lang lesen sollen; aber früher hätte ich es sich nicht mit soviel Verständnis gelesen wie jetzt. Ich kann nun doch über kartographische Möglichkeiten schon einigermaßen urteilen. Ich wäge ab zwischen dem Atlas der Deutschen Volkskunde, dem Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz und dem deutschen Sprachatlas, natürlich immer mit Berücksichtigung der verschiedenen Ziele. Aber die Vergleichsmöglichkeiten sind doch ausserordentlich interessant, z.B. Fragebogensystem contra Exploratorensystem. ... Das Ideal müsste sein 1. Erkundung des Gebietes, Erforschung der überhaupt vorhandenen und fragbaren Gegenstände nach Sachgruppen durch Exploratoren. 2. Sammlung eines breiten gleichmässigen Materials in einem dichten Netz von Belegorten durch Fragebogen. 3. Erforschung und Vertiefung der geographisch interessanten, dynamisch bewegten, problematisch-ungeklärten u.s.w. Stellen, samt Aufnahme eines reichen Bildmaterials an Ort und Stelle wieder durch Exploratoren.

Ein Idealbild – Träume eines Atlantomanen!

Gott mammon wird dafür sorgen, dass dieser Traum nie Wirklichkeit wird. Immerhin auf einem kleinen Gebiet, für einen beschränkten Stoffkreis, wo einer Explorator, Photograph, Zeichner, Zentralstelle, Kommission, Herausgeber etc. in einem ist, müsste sich so etwas machen lassen. Wenn nichts dazwischen kommt ... werde ich meine Auffassung eines kulturgeographischen Atlanten probeweise zum Ausdruck bringen in einem Atlas der Alpsiedlungen Graubündens.

Schiers, 7. September 1937

Und so fuhr ich denn auf meinem bewährten Karren leicht wie ein Vogel in den frischen klaren Morgen hinaus... In der Klus lagen noch die Morgenschatten und ich pedalte lustig der rauschenden Landquart entlang, in der Hoffnung, bald wiederzukehren. In Igis gabs den ersten Photographierhalt; ein altes Haus mit Hauszeichen über der Tür lockte mich, aber da quollen auch schon Kinder aus der Tür hervor und so musste ich sie eben mit samt dem Hauszeichen photographieren. Einer der Knaben wusste mir noch ein viel dankbareres Objekt: Das Pferd, welches eben angespannt wurde. Die Mutter aber erklärte mir aus Dankbarkeit, dass ich ihre Kinder geknipst hatte, den Stall: Typ mit «Fanilla», und nun durchwanderte ich mit ständig registrierendem Blick das ganze Fanillagebiete durch die 5 Dörfer, über Ems, durchs Domleschg bis ins Oberhalbstein.

Die nächste Station war Ems. In einer Metzger kaufte ich einen Landjäger, dafür erklärte mir der Metzger seinen Stall. Dann bohrte ich einen alten Mann an, der mir sagte, er sei lang Senn gewesen; aber ich merkte bald, dass er nicht nur ein lückenhaftes Gebiss und eine unverständliche Aussprache, sondern auch einen lückenhaften Geist hatte. Eine Gasse weiter fand ich am Wegrand sitzend einen anderen Ausrangierten, der mir die nötige Musse zu haben schien. Er gab mir ganz schön Auskunft über die Alpen, sagte aber dann unvermittelt: «Sie merken wohl nicht, dass ich blind bin.»

Und nun erfuhr ich, wie er vor einem Jahr allmählich erblindet sei; man habe ihm zwar von einem Professor in Zürich berichtet, der die Blinden heile, aber das würde eine Reise nach Zürich und ein paar Hundert Franken kosten, und das lohne sich nicht; wenn man 80 sei habe man von der Welt genug gesehen. Ich riet ihm, es doch zu versuchen und ging weiter, kam aber beim Photographieren kurz darauf mit einem Wagner ins Gespräch, der mir nebenbei erzählte, wie er als vaterloser Knabe sich selber seinen Lebensweg gebahnt habe. Ich versprach ihm, ihn im Winter zu besuchen und fuhr weiter über Reichenau, machte in Bonaduz und Rätzüns noch schnell ein paar Stichproben mit den wenigen Leuten, die mir in den in der Mittagshitze ausgestorbenen Dörfern in den Weg liefen. Und dann kam ich durch die Talenge ins Domleschg hinein, wandte mich von der Hauptstrasse ab nach Rotenbrunnen hinüber, und wie ich jäh über der Strasse auf einem Felskopf den zerfallenden Turm von Ober Juvalta sah, liess ich das Velo stehen und kletterte von einer romantischen Anwandlung getrieben schwitzend empor, schlüpfte durch ein enges Loch ins Innere des Turmes und setzte mich in seiner feuchten modrigen Kühle zum einfachen Mittagsmahl – mit Landjäger. [...]

Als ich meiner glatten Halbschuhe wegen in einer eines Alpinisten unwürdigen Gangart an der begrasten Felskante wieder hinuntergekrochen war, empfing mich unten ein aufgeweckter Geissbub mit nachträglichen Warnungen, diese Kletterei sei gefährlich, nicht nur des Absturzes sondern auch der Vipern wegen. [...]

Als ich mich dann auf steilem staubigem Strässchen gegen Ortenstein emporkämpfte, in brütender Mittagshitze, empfand ich zum ersten Mal Mitleid mit den Tour de Suisse-Helden. [...] Aber die Dörfchen hoch oben am Berghang lockten mit ihren mir noch verborgenen Geheimnissen. In Paspels guckte ich wieder in Ställe hinein und sprach in ihrem Schatten mit Leuten, die eben schwitzend vom Feld kamen. Auch hier machte ich wieder die Beobachtung, dass viele mit einem gewissen Stolz und mit dem Bewusstsein, etwas zu besitzen, das andere nicht haben, von ihrer romanischen Mundart reden.

Ich vergass nun fast mein Reiseziel und besann mich, ob ich nach Almens zu Fredi Blum oder nach Portein zu Bänziger solle. Aber als ich, Falläpfel kauend, nach dem abgelegenen Almens hinaufgestiegen war, fand ich nur die Frau Pfarrer zu Hause und machte mich nun, einem plötzlichen Einfall folgend, auf den Weg nach Canova, indem ich einfach dem weithin sichtbaren zerborstenen Rundturm der mittelalterlichen Burg zustrebte. «Herr Marius» war denn auch zu Hause, ganz alleine. Er liess schnell Tee machen, was mir recht war, und so sassen wir uns gegenüber, stellten fest, dass wir beide eine Glatze bekommen hatten und älter geworden waren. Wir sprachen vom Pfarramt, dass der offenbar unter dem Druck einer allzu alten Tradition Leidende, der bereits zur Ordination auf der Synode erschienen war, in der plötzlichen Einsicht, zu schwach und zu zweifelnd dafür zu sein, abgelehnt hatte. Und nun sitzt er zu Hause mit seinem überalterten scharfgeschnittenen Kopf, seinen überlangen ungeschickten Gliedmassen und laboriert an seiner komplizierten Seele herum. Neben ihm führt sein sehr aktiver älterer Bruder Anton von Planta den Gutsbetrieb, während Marius mit seiner Mutter ein eigenes Haus bewohnt und zusieht. Er wollte mich die Nacht behalten, doch mich trieb weiter, denn plötzlich kam mir wieder mein Ziel in den Sinn. Ich versprach, wieder zu kommen und schied mit einem eigenartigen Gefühl aus der fruchtbar üppigen und doch dornröschenhaft verträumten Gegend, und strebte, statt nach Portein, hinüber direkt dem Schyn zu. ... Auf der Schynstrasse erreichten mich die Abendschatten, sie trieben zur Eile und belebten zugleich. Die Strasse wurde feucht vom Tau und ich flitzte nur so durch die Tunnels des einsamen wilden Weges. Bei der Station Solis, zu der weit und breit keine Häuser sich gesellen, zweigt der steile Waldweg nach Stürvis ab, 2 Stunden hatte man mir gesagt. Ich schob und schob, Kurve um Kurve und es wurde immer dunkler, bis mich die Nacht ganz umschlossen hatte; den Weg ertastete ich tobeleinwärts und tobelauswärts, ohne Ende wie mir schien, und immer umfing mich das gleiche melancholische Rauschen des unsichtbaren Waldes. Kein Licht wollte sich zeigen, der Hunger plagte mich auch und ich dachte an die Fleischtöpfe Aegyptens, und schliesslich kam das Licht doch und in seinem Schein phantastisch überhöht die Silhouette des Kirchturms und alter Mauern. Der erste Mensch den ich dann traf war freundlich, führte mich zuerst vor ein verschlossenes und dann vor ein noch offenes Wirtshaus, wo man mich mit Schinken, Käse und kalter Milch regalierte und dann in einem unbewohnten Nebenhaus in ein gutes Bett brachte.

Diesem Arbeitstag folgten zwei weitere. Im Winter unternahm Richard Weiss seine Explorationen manchmal auch auf den Skiern.

Mir bleibt zum Schluss eine äusserst aktuelle Erwähnung, die für die Verbindung von Familiärem, Sozialem und Beruflichem bezeichnend ist. Unter vielen anderen war auch Rudolf Braun ein Schüler von Richard Weiss. Aus der akademischen Beziehung ergab sich eine Freundschaft, die bis zu gemeinsamen Flussfahrten im Faltboot auf der Donau, Loire und Rhone führte.

Trotz familiärem Rahmen redeten sich die beiden aber immer mit Sie an. Wir Kinder wurden unter dem Schirm dieser Beziehung gewissermassen jüngere Geschwister des geschätzten Schülers und sagten selbstverständlich Ruedi zu ihm. Rudolf Braun, der 1962 die (zu frühe) Nachfolge von R.W. nicht antrat, sondern Historiker blieb, erhielt in diesen Tagen die Ehrendoktorwürde der Uni Neuenburg verliehen. In seinem kurzen Dankeschreiben an den Senat heisst es einleitend:

Ohne meinem hoch verehrten Lehrer, Professor Richard Weiss zu gedenken, kann ich diese Würde nicht annehmen; er muss daran teilhaben, denn ich verdanke ihm – wissenschaftlich und in gleichem Masse auch persönlich – Führung und Geleit.

Es folgt eine knappe Beschreibung zu den fachspezifischen Ausrichtungen und weshalb Rudolf Braun den Ruf in die Volkskunde ablehnte. Das Schreiben schliesst:

Ich habilitierte mich deshalb in Sozialgeschichte. [...] doch habe ich in Forschung und Lehre den Themenkanon meines verehrten Lehrers mit in die historische Betrachtungsweise und Problemstellung einbezogen.

Vielleicht lassen diese späten Worte und Umstände genauso viel über Richard Weiss als Familienmenschen erahnen, wie wir Kinder sie Ihnen aus scheinbar erster und früher Hand anbieten können.

Über das Missverständnis «Volkskunde» – frühe Eindrücke von der Arbeit meines Vaters

Hans Weiss

Die folgenden Erinnerungen sind einigen Erlebnissen gewidmet, die das, was die Volkskunde für meinen Vater war, beleuchten mögen, genauer: das, was ich als Jugendlicher und junger Erwachsener davon verstanden habe. Sie prägen mein Verständnis von Volkskunde und Kulturwissenschaft bis heute.

Am Anfang steht die Erfahrung, dass das, was Volkskunde für meinen Vater bedeutete, im Allgemeinen wenig zu tun hatte mit dem, was eine Mehrheit, vor allem auch schulisch gebildete Zeitgenossen, darunter verstanden und wohl auch heute noch verstehen. An eine Episode erinnere ich mich genau. Ich war etwa 12

Jahre alt, als ich hörte, wie unsere damalige Nachbarin, eine gebildete und bildungsbeflissene Frau, meinen Vater fragte, wie alt etwa der Zürcher Sechseläutenbrauch sei, wobei sie beifügte, dass der Ursprung vorchristlich sein müsse. Ich sehe noch, wie mein Vater mit einem feinen milden Lächeln seine etwas ausweichende Antwort kaschierte. Nachher sagte ich zu ihm: «Nicht wahr, dich interessiert nicht das wirkliche Alter des Böögg, sondern dass viele Leute, wie beispielsweise Frau M., sich heute für solche Fragen interessieren.» Mein Vater liess die Unkrauthacke fallen (wir waren gerade am Jäten, das Gespräch hatte über den Gartenzaun stattgefunden) und sagte bloss, wenn ein Student ihm eine solche Antwort gegeben hätte, würde er ihm eine gute Note geben. Ich bilde mir auch heute nichts auf dieses Lob ein, meine aber, schon damals gespürt zu haben, dass meinen Vater dieses Missverständnis von Volkskunde als einer Wissenschaft, der es vor allem um das Sammeln alter oder seltsamer Bräuche gehe, beschäftigte und zuweilen wohl auch bekümmerte.

Gemeinschaft und Tradition waren zwar zentrale Begriffe für sein Forschen und Lehren, aber das Neue, wenn es sich auch im Alltag manifestierte, interessierte ihn gleichermassen. Ich sehe noch seine Begeisterung für den Unterengadiner Bergbauern Jonin Melcher, bei dem wir mehrmals Ferien verbrachten, die mein Vater gewohnheitsmässig auch mit Feldbeobachtungen verband. Der Bauer galt im Dorf als Aussenseiter und Sonderling. Bei einem Schmid im benachbarten Tirol liess er sich zwei massive Rollen aus Eisen machen, die durch eine Achse verbunden waren und an die er dann zwei lange Stangen befestigte. Darauf lud er die schweren, mit Bergheu gefüllten Tücher auf, um diese, das Gefährt wie einen Hornschlitten – nun aber die eisernen Rollen an Stelle des winterlichen Schnees als Gleitmittel nutzend, in sausender Fahrt zu Tal zu bringen. Heute würde man von «innovativem Verhalten» sprechen.

Es folgte der denkwürdige Sommer 1954. Wiederum war Begeisterung das antreibende Motiv. Von seinem damaligen Studenten Rudolf Braun liess sich mein Vater zu einer dreiwöchigen, z.T. recht abenteuerlichen Fahrt auf der Rhone bewegen. Mein jüngerer Bruder Christian und ich durften mitgehen, und zu viert, auf zwei Faltboote verteilt, befuhren wir den damals noch fast unverbauten Fluss von einem Jurastädtchen unterhalb Genfs bis zur Mündung ins Mittelmeer. Für uns Buben war es das grosse Abenteuer, ich erinnere mich nicht nur an rauschende Stromschnellen, die ersten Zypressen des Midi und verträumte Bistros, sondern auch an heulende Fabriksirenen in Lyon, heimkehrende Arbeiter, Fischer am Ufer und Gespräche am Lagerfeuer, in denen Rudolf Braun meinem Vater erzählte, wie er als Träger und Hilfsarbeiter im Stundenlohn am Güterbahnhof Basel sein erstes Geld fürs Studium verdiente. Wie aus einem nachfolgenden Briefwechsel hervorgeht, entstand auf dieser Rhonefahrt die Idee eines gemeinsam zu organisierenden Seminars über «Arbeitervolkskunde».

Zwar blieben die alpine Volkskunde und das alpine Leben das Kerngebiet, wo mein Vater aus seinem reichen Fundus schöpfen konnte. Aber auch hier waren es vor allem die Krise und der Wandel, die ihn vertieft beschäftigten, genauso wie

das Leben in den Städten und Vororten oder die Jugend im Zürcher Niederdorf (damals «Stänzer» genannt). Ich erinnere mich, wie wir mit meinem Vater, Rudolf Braun und weiteren Freunden den James Dean-Film «Denn sie wissen nicht, was sie tun» anschauen und mitdiskutieren durften.

Noch einmal zeigte sich das Interesse am Neuen auf einer denkwürdigen Exkursion, auf der wir mit Lehrern, Studentinnen und Studenten aus Ljubljana und Zagreb durch das damalige Jugoslawien reisten. Auch hier durften mein Bruder Christian und ich mitreisen, und auch hier fehlte das Abzeichnen von Bauernhäusern im Tiefland Pannoniens oder die Lagerfeuerromantik und die schwermütigen Melodien der Partisanenlieder in den Bergen Dalmatiens nicht. Aber im Vordergrund stand doch die wache Beobachtung der Kontaktzonen zwischen Altem und Neuem. Mit bewegten Worten richtete sich mein Vater nach der Reise in einem Brief an die jugoslawischen Studierenden.

Liebe Mitglieder des Volkskundlichen Seminars [in Ljubljana],
Liebe Wandergefährten und Freunde!

Die Nelken, die Ihr uns mit auf die Reise gegeben habt, sind noch ganz frisch und rot, und der Slivovitz wartet auf eine würdige Gelegenheit. [...]

In Sarajewo wurde mir auch deutlich, besonders bei einem Gang, den wir am letzten Morgen durch die Türkenviertel am Berg machten, dass diese konservative orientalische Welt sich in einer raschen Veränderung, einer Krise befindet, genau so wie ich sie bei unserer bisher konservativ gebliebenen Bergbevölkerung feststelle. Sarajewo stand ja schon einmal im Blitzlicht der Weltpolitik; aber jetzt steht die Grossmacht der Industrie vor der Türe. Uns Volkskundlern stellt das die Aufgabe, Begriffe und Kategorien für diese neue Art des menschlichen Seins zu finden, die Methoden, welche auf die Erfassung des Statischen und Erstarrten gerichtet sind zu entwickeln, damit sie auch der Dynamik unserer Zeit gerecht werden. [...]

Ich will hier bei diesen schwierigen Fragen nicht beginnen, Euch nocheinmal eine lange Vorlesung (ohne Bilder!) zu halten. Wir haben ja auch auf der Reise kaum je Fachgespräche geführt, sondern wir haben alle vor allem erlebt und getrunken, sei es der etwas herbe Trank der Museen, sei es der feurige Dingač, seien es die archäologischen Ruinen oder das gegenwärtige Leben des Marktes. Jedem werden sich diese Erlebnisse in den nächsten Wochen und Monaten des Winters einordnen und gestalten, ganz persönlich und mit Hilfe der Begriffe unserer gemeinsamen Wissenschaft, wobei die Psychologen unter Euch vielleicht etwas mehr nach innen sehen und vielleicht sogar bis in tiefenpsychologische Gründe hinabsehen (und dadei wohl auch den Komplex des bösen Mannes in Split ahnen), während die Geographen mehr der äusseren Gestalt unserer Erde zugewandt bleiben und über die blauen Meerwellen hinweg die Terra ossa als Inseln menschlichen Lebens an den kahlen Karsthängen erblicken. So reich und vielfältig sind die Aspekte des Lebens, das unsere Wissenschaft vom Volk auf ihre Weise zu ergründen versucht.

Mir jedenfalls ist in den Gegensätzen Jugoslawiens eine neue Welt aufgegangen. Welcher Gegensatz zwischen dem slowenischen Norden und dem Süden Dalmatiens oder zwischen dem Osten des bosnischen Sarajewo und dem Westen des adriatischen Küstenlandes. [...]

Dies alles war nur so schön, weil wir es mit Euch zusammen, umgeben von Eurer Freundschaft und Güte erlebt haben. Hier hätte ich noch viel mehr aufzuzählen als bei den Schönheiten der Natur und den Merkwürdigkeiten des Volksklebens. Hier beginnt überhaupt die richtige Volkskunde, die angewandte Volkskunde.

Ich kann zum Schluss nur nocheinmal sagen: Das Schönste an dieser schönsten Reise war die Freundschaft mit Euch. Und sie soll bleiben.

Euer Richard Weiss.»

Küsnacht, den 21. Oktober 1959

Um ein entsprechendes Konzept der Volkskunde neu zu formulieren, sollte meinem Vater die Zeit nicht mehr reichen. Im Sommer 1962 verunglückte er tödlich, unterwegs auf einer Bergwanderung im Val Onsernone.

Heimat und Humanität – Heimat erfüllt sich im Menschlichen

Elisabeth Studer-Weiss

Ich will den Erdboden suchen, ich will weiter die Natur von aussen suchen in den Bergen – und glaube, auf diesem Weg auch ins Innere alles Geschaffenen zu gelangen. Ich will meinen Platz finden in dem grossen Weltgeschehen und will mich einordnen und wachsen wie ein Baum im Walde.
Richard Weiss, 1929

Zum Thema

«Heimat und Humanität» ist der Titel eines Aufsatzes von Richard Weiss. Sein Leben, sein Suchen, Wachsen und Wirken, seinen Weg zur Volkskunde möchte ich mit diesem Wortpaar verbinden. Mein Vater schreibt: «Ohne Heimat keine Welt, ohne Heimat keine Humanität. Da alle Heimatbindungen letztlich in Gemeinschaftserlebnissen wurzeln, ist die Volkskunde die eigentliche Wissenschaft von der Heimat.» Dies ist für ihn in der Nachkriegszeit von existenzieller Wichtigkeit. Die Bedeutung der Heimat wird nirgends deutlicher als in ihrem Verlust, dem Heimweh der Vertriebenen und Entwurzelten, auch in der seelischen Heimatlosigkeit in einem weiteren Sinne. Richard Weiss verweist dazu im selben Aufsatz auf seinen berühmten Küssnacher Zeitgenossen: «C.G. Jung umschreibt das Wesen der allgemeinen neurotischen Zeitkrankheit mit dem Ausdruck wurzelloses Bewusstsein, was für die seelische Heimatlosigkeit besonders zutrifft, wenn wir Heimat als seelische Verwurzelung an einem schicksalsgegebenen Standort fassen.» (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 47, 1951)

Heimatlosigkeit hat unser Vater selber hautnah erfahren. Er hat umso mehr aus den Wurzeln des schicksalsgegebenen Standorts gelebt. Darüber möchte ich vor allem ihn selber zu Wort kommen lassen, ihn aber auch vergegenwärtigen mit meinen Erinnerungen.

Die Wurzeln

Eine dieser Erinnerungen ist eine Exkursion meines Vaters mit Studentinnen und Studenten zu seinem Maiensäss Tersana, auf die ich als 18-jährige Tochter mitgehen durfte. Er erwarb die steile Wiese mit Hüttli und drei Ställen an der Grenze zwischen Fanas und Seewis 1938 als «ein Stück eigene Erde» und mögliches Refugium in einer von Krieg bedrohten Welt. Bedroht sind auch die Bergbauern in

ihrem Bemühen, diesem Fleck Erde ihre Existenz abzurufen. Der alpine Mensch in der Krise der Gegenwart – wir lernen diese Menschen kennen, viele von ihnen als Vaters Vertraute.

Nachdem sich Welten begegnet sind in den Studenten und den Bewohnern von Tersana, zieht es meinen Vater in den stillen Bergwald. Wir sitzen unter einer mächtigen Wettertanne, sozusagen auf ihren Wurzeln, vielleicht eine Stunde lang – ein zeitloses Schweigen ohne Langeweile im Dasitzen und Lauschen. Das einzige Wort meines Vaters: «Vilicht gseh mer es Reh oder en Hirsch.» Seine Beheimatung auf diesem Fleck Erde hat sich mir in diesem Moment erstmals bewusst eingepägt. Sie ist aber nicht an diesen Ort gebunden. Es ist seine Verbundenheit mit der Natur und den Menschen auch an anderen schicksalsgegebenen Standorten wie in der Umgebung unseres Wohnsitzes in Küsnacht oder unseres Heimatortes Mettmenstetten im Knonauseramt.

Bäume und Tiere

Ich dachte, man sollte eigentlich ganz in die Bäume hineinwachsen können. Ich fühle immer irgend-eine Brüderschaft mit den Bäumen hauptsächlich mit den Tannen. Selber möchte ich fest im Boden wurzeln, wie eine Wettertanne. Das soll mich vor dem Intellektualismus retten. (Brief 1938)

Nicht minder verschwistert war unser Vater mit den Tieren. Den Blindschleichen, Fröschen und Molchen spürte er nach, den Forellen im Küsnachtertobel. Er liess uns ihre kühle, nasse Haut spüren, die glänzenden Äuglein betrachten, um sie wieder kriechen, springen, schwimmen zu lassen. Eine zahme Krähe teilte sich mit unserer Hauskatze ins Futter. Letztere pflegte ihn zu bestimmter Abendzeit an der nahen Busstation abzuholen. Ihr Platz auf der Eckbank neben ihm am Esstisch hatte seinen guten Grund. «Gäll, du bisch au en Mänsch», sagte er zu ihr. Ihr Tod bewegte ihn tief. Er schilderte ihn mir in einem bewegenden und tröstenden Brief, als ich weit fort von daheim war:

[...] Man fragt sich, wo bei einem Tier die Seele, dieses Leben, das, was man lieb hat, hingegangen ist, und man sagt sich, dass es nicht anders sein kann als bei einem Menschen. Geschöpfe, Schöpfungen aus dem ewigen Lebenshauch sind auch sie, obwohl der grosse Unterschied der Lebensbewusstheit und der Verantwortung da ist. [...] Wir erwiesen dem Körper noch einmal Liebe, hüllten ihn ein, deckten ihn mit Farnblättern und schaufelten das Grab zu. [...] Nun geht das Leben weiter, wie immer nach einem Tod, auch wenn ein Mensch, der liebste Mensch gestorben ist. [...] Liebe das Leben in der rechten Art, bleibe froh und gesund.

Mars, der Schäferhund des Bruders meiner Mutter, muss gespürt haben, dass er «auch ein Mensch» ist. «Mars umarmte mich stürmisch, als er mich sah. [...] Beim Abschied wollte er sich mir anschliessen und begleitete mich von Erlenbach bis Küsnacht, wo er sich unter meinen Tisch legte. Erst als ich ihm sagte: «Du muesch jetzt hei», ging er gehorsam.»

Humanität als Heimat gibt es, so glaube ich, für den Menschen nicht ohne die Tiere, seine lieben Gesellen und Urbilder seiner Seele.

Heimat im Unheimlichen

Beheimatung in der Natur war für Richard Weiss immer auch mit ihrem Geheimnis, auch in der Un-Heimlichkeit verwoben. «Ich schlief auf einem Felsband im Schraubachtobel ein und erwachte erst, als es regnete und donnerte über mir. Da war ich sehr vergnügt in meiner wilden Einsamkeit.» (1935). «Im heulenden Sturm, im undurchdringlichen Nebel, in der Eiswüste des Gletschers kann ich brüllen vor Lust, am Rande des weissen Todes, da habe ich das warme Leben gerettet.» Oder als 19-Jähriger während einer Kletterei an der Drusenfluh:

Schwere Regentropfen begannen an die Kalkfelsen zu platschen, und der Wind heulte derart in den Felsklüften, dass man einen riesigen Wasserfall im Bergesinnern zu hören glaubte. Ein Riesenkonzert der Natur – und ein verlassenes Menschlein als Zuhörer.

Nur eine Haaresbreite, nur ein Schritt bis zur Verlorenheit – aber der Berg birgt das Menschlein. Der Eintrag in seinem Tourenbuch schliesst mit einem Satz an die Drusenfluh persönlich:

Ja, ja, Alter, wir sind Duzis geworden und ich werde dich hinfort von Schiers aus im Kreis meiner Bekannten grüssen.

Heimat im Du

«Ohne Du keine Heimat» könnte man analog formulieren zum Satz «ohne Heimat keine Humanität». Dabei genügt die Beziehung ICH und DU, der Dialog mit der Drusenfluh noch nicht. Es bedarf der Dreiecksbeziehung. Aus seiner allerersten Heimat, aus Alpirsbach im Schwarzwald, schreibt Richard Weiss seiner Pflegemutter Elsa Bosshart 1932:

Ich will dir sagen, dass sich die Welt, die Heimat nur im Menschlichen erfüllt – wenn das Herz warm ist. Der Stern wird erst schön, das Mondlicht traulich, die Kirschblüte bezaubernd, wenn das Herz warm ist. Der Baum könnte mir nichts sagen, wenn ich nicht schon im Menschlichen erfüllt wäre. So aber kann ich hingehen und ihm die Rinde streicheln und sagen: «Du lieber Baum», ihm brüderlich verbunden. Der Kräftestrom ist stärker, wenn er nicht nur zwischen den Polen Mensch und Natur hin- und hergeht, sondern im Dreieck von der Natur herkommend, zwischen zwei Menschen sich verstärkt.

So mütterlich konnte der Mensch empfinden, der seiner inneren vulkanischen Energie so oft zum Ausbruch verhalf beim Holzspalten oder «wenn ich im pfeifenden Gletscherwind den Pickel aufs Eis sausen lasse».

Die Heimat und die Mütter

Heimat als Erfüllung im Menschlichen ist für Richard Weiss unlösbar mit seinen Müttern verbunden. Berta Weiss, seine leibliche Mutter, starb im Dezember 1926. Auf den ersten Skitouren danach, aber auch später auf vertrauten Wegen bei Clavadel oder Schiers, bleibt er in einem inneren Gespräch mit ihr. Durch sie ist auch ihre Heimat in Mettmenstetten eine seiner Heimatstätten geworden.

Heimat ist primär nicht Bindung an einen lokal bestimmten Raum, auch nicht Kulturraum, sondern Heimat ist innigstes Vertrautsein mit Menschen, ist Begegnung, und das erste menschliche Du, dem der Mensch begegnet, ist die Mutter. (Heimat und Humanität, 1951)

Die frühe biographische Entsprechung zu diesem Zitat findet sich in einem Brief aus Paris an die Pflegemutter Elsa Bosshart:

Ich staune, wie eng ich mich an die neue Heimat am Zürichsee angeschlossen habe. Du gehörst dazu. Zur Heimat gehört nicht nur ein Tobel und ein See, sondern eine Mutter. (1929)

Die Heimat kann auch mit andern Menschen als mit der Mutter verbunden sein. Sie kann auch ein Hinterhof, eine unanmutige Wohnung oder sogar der fremd gewordene Ort sein, wo einst das Heimathaus stand, der Ort, wo gemeinsames Leben in Vertrautheit die Welt ordnete und aufbaute.

Schicksalsgegebene Standorte

Wenn auch primär und letztlich die Menschen und die Beziehungen die Heimat prägen, ohne Örtlichkeiten könnte ich mir das Leben unserer Eltern, die Familiengeschichte, meinen persönlichen Lebensweg nicht denken. Orte sind Horte, sei es der Garten, in dem der Vater jedem Kind, der Mutter und sich selber zwei Bäume pflanzte, oder die Wälder, Wiesen und Bachtobel am Pfannenstiel, die Bauernhäuser mit ihren Klebdächern im Knonaueramt und ihren alten Speichern inmitten von Obstbäumen oder mein Geburtshaus in Schiers. Sie werden zu Bildern auch der innern Heimat als unverwechselbarem Ort.

Einer davon sei besonders hervorgehoben: der Zürichsee:

Der blaue Himmel, der sich spiegelt im See, und weisse Wolken, die oben mit den höchsten Kämmen der Schneeberge verschwimmen – wenn man an einem solchen Tag draussen in einem Schifflin liegt und in der warmen Sonne über die blitzende Seebreite hinblinzelt, das ist die vollkommene Glückseligkeit. Am meisten freue ich mich auf Küsnacht, das können Sie sich denken. (1928)

Die Adressatin dieser Zeilen ist Liselotte Steinbrüchel. Sie, ihre Eltern und die ganze Familie werden zur neuen Heimat für Richard. Eine neue Dimension der Zukunft öffnet sich wie eine blitzende Seebreite vor Richards Augen. Wie die fernen Schneeberge leuchtet das ersehnte Ziel, eine Familie als «unbändiges Glück», wie er es später einmal ausdrückt.

Die See- und Seelenheimat erfuhr nicht nur eine innere und äussere Erweiterung durch Liselotte Steinbrüchel und ihr Elternhaus «s'Biregüetli» in Küsnacht. Es darf an dieser Stelle eingeflochten sein, dass sie nach Richards eigenen Worten wie niemand anders so intuitiv treffend seine Volkskunde verstand. Sie förderte sein Werk ebenso wesentlich wie Elsa Bosshart. «Das unbändige Glück» pflanzte sich in uns Kindern fort, auf der Küsnachter Allmend, ihrer Umgebung und eben auf dem See.

Im Ruderschiff der Grosseltern Steinbrüchel erruderten wir die ganze Seebreite und Seelänge. Unvergessen bleibt mir das verzweifelte Wasserschöpfen in den peitschenden Schaumkronen eines plötzlichen Föhnsturmes, die unverhoffte schiffbrüchige Landung unter der Trauerweide an der Ufermauer einer Privatvilla – ein freundlicher älterer Herr, der uns in unseren tiefenden Kleidern in seine noble Wohnstube führte und aufs freundlichste bewirtete. Dem Herrn Direktor Hunziker sei hier nochmals gedankt. Heimat erfüllt sich im Menschlichen.

Heimatlosigkeit – Ab-Grund der Heimat

Wie über eine schmale löcherige Brücke führt der Weg zur Heimat, der Erfüllung im Menschlichen, über einen gähnenden Abgrund oder gar durch seine Tiefen.

Mit Gewalt kommt es zuweilen über mich, das Gefühl der unendlichen Leere. Es ist das Schrecklichste, was es gibt, schlimmer als jede Krankheit ... Les espaces infinis m'effrayent. Da werden die Wolken über mir zur Kerkerwand. Da zeigt die Seele ihre wahre Natur, ihr ursprüngliches Wesen, ihr sind die Berge zu klein, der Himmel zu klein, sie strebt hinaus in die unendlichen Räume und sucht und sucht ihre Heimat. So lange wir noch hier sind, gibt es nur eines: Kampf! Einmal, liebe Seele, wirst du heimkehren. Nun frisch auf, die Nägel klirren auf den Felsen. Bald bin ich in der Lücke zwischen Mittaghorn und Plattenfluh. (1927)

Heimat bewegt sich mitten in der Paradoxie von Schrecknis und Sehnsucht. Eine Ambivalenz zeigt sich auch in der biographisch fassbaren Heimatlosigkeit zwischen Wehmut und Sehnsucht. Die eine fliesst in die andere.

Zwei Wochen vor dem Tod seiner Mutter wandert Richard zu Fuss durch die Klus, als Auftakt zu einer Bahnreise ins Unterland zur Ordination seines Schierser Freundes, dem späteren Flüchtlingspfarrer Paul Vogt.

Ein Blick zurück zur Klus, wo die Sulzfluh im Abendschein leuchtet. Es ist mir, als ob es das letzte Mal wäre – und doch, trotz der Wehmut, schreite ich tüchtig aus, es zieht mich gewaltig in den fernen blauen Dunst ... Jetzt sitze ich am Bahnhof. Der Wind wirbelt die dürren Blätter über das Pflaster, um mich her fremde Menschen. Bald werde ich nichts mehr denken können, das mir wenigstens einen kleinen Fleck Erde zur Heimat macht. (1926)

Der Schüler und Lehrer Richard Weiss war im Schierser Internat auch bei den Heimatlosen daheim und tröstete etwa einen jungen Schüler, der nur Französisch sprach und schrecklich Heimweh hatte. Oder er sprach einem an Tuberkulose

erkrankten Kameraden, der Blut spuckte, Mut zu. Er selber entkam der Krankheit knapp. Seine Eltern starben daran. Jakob Bosshart, der Mann seiner Pflegemutter Elsa Bosshart-Forrer, war zur Kurierung davon in Clavadel. Auch Liselotte Steinbrüchel weilte zur Heilung ihrer Tuberkulose in Clavadel. Die Krankheit führte dort die Familien zusammen – schicksalsgebener Standort.

Heimat im Beruf

Der Erfahrung von Heimatlosigkeit entspringt der tiefe Wunsch nach Beheimatung in einer Aufgabe. Zwischen Forstwissenschaft, Landwirtschaft, Landvermessung, Theologie und Sprachwissenschaft (Germanistik) tastet Richard Weiss, neunzehnjährig, seinen beruflichen Weg ab. Das Spektrum seiner Anlagen hat sich später auf uns Kinder verteilt und haupt- oder nebenberuflich in uns verwirklicht. An seinen Onkel Eugen Weiss, einen Proto-Volkskundler in Alpirsbach, schreibt Richard 1926:

Am liebsten möchte ich die Mutter Erde bepflanzen. Bauern war immer mein Traum, oder eben auch Förster, aus grosser Liebe zur blossen Erde, zu den springenden Bergwassern, zu allen Tieren und zu den einfachsten Menschen mit den schwierigen Händen und gebeugten Rücken, die für sich und andere der Erde ihre Gabe abringen. Ich habe sie kennen gelernt, als ich mit ihnen arbeitete. Ich will einmal im Volksstrom drin sein und nicht zur geistigen Oberschicht gehören, ich will kein Profax und Tintenschlecker werden. So denke ich und mit genageltem Schuh stampe ich fest auf eine Felsrippe der alten Erde und fühle mich ihr zutiefst im Innern verbunden.

Hier scheint mir klopfen der Pulsschlag, der Richard Weiss, den intellektuell und sprachlich Hochbegabten, über die Germanistik und den Lehrerberuf zur Volkskunde führte, zur Wissenschaft von der Heimat. Die Natur ist mehr als ein Klettergarten. Die Erde wird erst zur Heimat durch die Menschen, die sie gestalten und wohnlich machen. Der Liebhaber und Erforscher ihrer Lebensformen möchte auf ihrem Boden einer unter ihnen sein (Interesse). Der Weg von den «Natur-Seligkeiten» über die Abgründe der Sinn-Leere führt in die Gemeinschaft – von den Bergtouren mit Schülern und Kollegen, vom Internatsleben zum Wirkungskreis in Beruf und Gesellschaft, zur Heimat Schweiz. Ihre Erforschung wird seine Berufung. Sie lässt sich kaum besser umschreiben als mit den Worten von Pfarrer Werner Meyer an der Abschiedsfeier für Richard Weiss 1962:

Den raunenden Quellen und Gletscherbächen, den Gipfeln der Berge, aber noch mehr den Quellen und Rinnsalen unserer volklichen Existenz ist Richard Weiss mit der ganzen Glut seines Herzens nachgestiegen. Er hat das Auge geschärft für das verborgene Fundamentale in unserem gemeinsamen volklichen Dasein, und er hat uns das dankbare Staunen gelehrt für verborgene tragende Tatsachen im geschichtlich pulsierenden Strom des Heimatlebens. [...] Das Durchwandern der alpinen Landschaft und das rutengängerische Aufspüren der Quelladern der Volksbräuche standen bei ihm immer in unauflöslicher Wechselbeziehung.

Der Keim gewissermassen zu dieser Erfüllung im Beruf findet sich im folgenden Tagebuch-Eintrag (Berlin, 1934):

Der Plan bewegt mich, das Hauptthema wird mir klar: NATUR und MENSCH, ein Drama, in dem ich Mitspieler und Beobachter zugleich sein kann. Das ist das Schöne. Ich sehe mich auch schon mit einem Fragebüchlein und dem Foto-Apparat den Alphütten nachlaufen und in einem raschen Seitensprung wieder einen Gipfel erklimmen. Doch – wollen sehen – wollen sehen. Nicht zu früh phantasieren.

Die Phantasie wird Wirklichkeit in der unauflösbaren Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch, Landschaft und Volk, zwischen akribisch genauem Beobachten von aussen (oder Abzeichnen und Fotografieren) und Mittendrinsein («Mitspieler»).

In Berlin erlernt Richard Weiss das Handwerk der kartographischen Erfassung der volkskundlichen Phänomene in der Arbeit am Atlas der Deutschen Volkskunde. Auf Anregung hält er ein siedlungskundliches Seminar über St. Antönien. Dabei erscheinen ihm in der Beschäftigung mit Traggefässen, Tesseln und Misthaufen («sie sind ein wichtiges volkskundliches Sachgut») seine Heimat und sein Beruf immer deutlicher vor Augen. Aber auch im Menschengewühl der Strassen Berlins, auf den Märkten ziehen ihn die Menschen, ihr Tagwerk und ihre Denkart an. «Man muss nicht aufs Land, um nach volkskundlichen Überlieferungen zu graben, hier in der Stadt blüht der Aberglaube am prächtigsten.»

Leben und Arbeiten in Berlin, wie auch schon früher in Paris und Heidelberg, fasst Richard Weiss in die Worte: «Auf dem fremden Pflaster erprobe ich meine Wurzeln.»

Aber auf dem Boden seiner Bündner Bergheimat spürt er sie: «Hier sind die starken Wurzeln meiner Kraft.» Hier entsteht seine Habilitationsschrift «Das Alpwesen Graubündens». Ein Beispiel macht deutlich, wie eng dieses Werk mit seinem Erleben verbunden, die Volkskunde eingeschmolzen in Begegnungen ist. Während des Aktivdienstes leistet er als wegekundiger Alpinist und Munitionsträger Hilfsdienst. Unterwegs arbeitet er in Gedanken an seinem Buch und an seiner Antrittsvorlesung. Seiner Pflegemutter Elsa Bosshart dankt er per Feldpost für ihre Gabenpakete, die für die Soldaten bestimmt sind.

Die Socken haben schon ihre freudigen Abnehmer gefunden, der eine ist Hirt, ein achtundvierzigjähriger Mann, er hat sich nicht gemeldet, als gefragt wurde, wer Wäsche nötig habe, war aber hoch erfreut von der Gabe. Er lebt von einem Jahreseinkommen von tausend Franken, hat niemanden, der ihm hilft, ist einer von den Einfältigen und Stillen, ein typischer Hirt, wie sie in meinem Alpbuche stehen. Auch die andern beiden Paare kamen in rechte Hände, an ein notliches Knechtlein und an einen kleinen Bauern, der zu Hause nur eine Schwester hat, die vor lauter Feldarbeit nicht zum Stricken kommt. Ich fühle mich immer sehr wohl bei diesen Leuten. [...] Gestern Samstag hatte ich fast den ganzen Tag frei und konnte unter rauschenden Bergtannen liegen, die ganzen 75 Seiten von Kapitel V durchkorrigieren. Dabei hatte ich Gelegenheit, deiner grossen Arbeit zu gedenken, die du wieder für mich geleistet hast. Ich habe Lilo deshalb gesagt, sie möchte dir das Gutachten von Hotzenköcherle über meine Arbeit schicken, damit du dich auch daran freuen kannst. Auch mich freut diese Arbeit, weil ich das Gefühl habe, dass sie aus einer erlebten Einheit heraus geschaffen, nicht nach einer Theorie oder einem System zusammengedacht ist. Ich glaube, dass Bergluft darin sei, wie in allem Rechten, was ich bisher machte. (26.5.1940)

Heimat erfüllt sich im Menschlichen, auch als der neugewählte Professor auf der Rämistrasse unterwegs zur Universität versucht, jedem Menschen ins Gesicht zu sehen. Das erste Seminar im April 1946 ist eine Pionierveranstaltung.

Es war noch kein rechter Anfang, nur zwei Leute, Niederer und ein Norweger waren da. Der Norweger macht eine Arbeit über Teufelssagen, musste dann fliehen und untertauchen. Wir verbrachten die ganze Stunde in angeregtem Gespräch, und ich hatte kein Gefühl von Leere und Enttäuschung. Ich dachte an Pfarrer Lüthi's Hirtenpredigt. Ein Mensch ist ja mehr als fünfzig Stück, und ob es ein Mensch ist, das hängt von mir ab. Ich sah dann noch viele Schierser und suchte ihnen ein gutes Wort zu geben.

Heimat im «Hinterhof»

Von Ferienreisen erinnere ich mich, wie in Städten der Vater mit «rutengängischem Spürsinn» enge Gassen und dunkle Hinterhöfe absuchte nach der Heimat ihrer Bewohner und ihnen selber. Die Langstrasse in Zürich war ihm vertraut. Die Welt der Arbeiter hat ihm Rudolf Braun, sein eng verbundener Schüler, später Professor für Sozialgeschichte, erschlossen. Rudolf Braun unternahm mit ihm und den Studenten Exkursionen in die Fabriken und «Heimetli» des Zürcher Oberlandes, nahm ihn und unsere Familie aber auch auf unvergessliche Flussreisen im Faltboot mit. Ein Bild von Jakob Tuggener, mit Töffli und Alphorn vor der Haustür des Heimetlis, steht für den Zeitwandel, dem Richard Weiss sich vital interessiert öffnete, selber darin fortschreitend.

Das Thema der Industrialisierung, Rudolf Brauns Forschungsgebiet, führte die beiden auf einer volkskundlichen Exkursion auch ins Ruhrgebiet, wo sie das Leben unter Tag konkret und im weiteren Sinne des Wortes kennen lernten. Professor Weiss war dabei gerne Schüler seines Studenten.

Seminare und Vorlesungen über das Proletariat, den fünften Stand der Landstreicher oder eben die Welt des Arbeiters entsprachen auch seinem bereits erwähnten angeborenen Zug zum einfachen Volk, dem Erbe seiner Vorfahren, die Bauern, Holzflösser, Bäcker und Zimmerleute waren. «Ich spüre das Holzflösserblut in meinen Adern» (Holzflösserei auf der Kinzig im Schwarzwald).

Heimat – Haus und Dach

Hand in Hand mit Lehrveranstaltungen über Flüchtlinge und die Heimat der Heimatvertriebenen entstand das letzte Buch von Richard Weiss «Häuser und Landschaften der Schweiz» (1954–59). Ein typisches Bild für Heimat in diesem Zusammenhang ist die Hütte mit ihrem Schindeldach aus Lärchenholz, die uns manches Mal in den Ferien beherbergte. Sie war am gemütlichsten, wenn der Wind um die Wände und Ecken orgelte, das Feuer im Ofen knisterte und die Petroleumlampe gerade genug Licht über den Tisch verbreitete.

Wenn wir nach den Ferien auf den Allmendboden in Küssnacht nach Hause kamen, kam uns unser einfaches Haus wie eine Villa vor. Unter ihrem Dach begegneten sich Studenten wie jener Norweger, Professoren, Freunde der Familien, Bergbauern, die Nachbarn, viele Kinder, der Briefträger und Hausiererinnen, letztere oft über Jahre hinaus. Unsere Mutter war ihnen besonders zugetan, so wie sie ihr.

Heimat – Erde und Himmel

Wenn Haus und Dach Heimat schlechthin darstellen, wofür steht denn das Haus ohne Dach?

Es hebt das Dach sich von dem Haus,
und die Kulissen rühren
und strecken sich zum Himmel raus,
Strom, Wälder musizieren.

Dieses Lied «Mich brennt's in meinen Reiseschuhn» von Joseph von Eichendorff liebten unsere Eltern ausserordentlich. Wir sangen es oft, auch unter dem Schindeldach.

An blitzklaren, blauen Tagen ist es, wie wenn alle Dächer sich wegheben würden. Vater wurde dann von einer gewaltigen Unruhe fortgetrieben. «Da ist die Welt wie ein Haus ohne Dach, da zieht es mich in die unendlichen Räume», schreibt er einmal. Man könnte Pascals Wort abwandelnd sagen: «Les espaces infinis m'attirent.»

So zieht er an einem Frühlingsmorgen auf den Skiern los, auf der glitzernden Schneedecke hinan, auf den Hausberg von Schiers. Es mag Ende der Dreissiger Jahre gewesen sein, vor seiner Heirat. Auf eine halbierte Schulheftseite schreibt er an Elsa Bosshart in Gedanken an seine Mutter und die Verstorbenen seiner Familie und an seine Freunde:

Jetzt sitze ich hier in der Sonne, mit Himmel und Bergen allein, die Landquart rauscht leise und eintönig aus der Tiefe herauf. Ich bin ganz allein und doch eins mit euch, eins wie ich es werden will mit der Erde und der ganzen brüderlichen Natur. Schnee und Sonnenraum sehe ich voll flimmernder, tanzender Stäubchen. In diesem ewig frohen Reigen werden wir, die wir verbunden waren, uns einmal wieder finden. Das muss ich fest glauben, denn sonst könnte ich auf dieser Welt niemandem mehr mein Herz geben. [...] Nun nehme ich den Zettel dann in sausender Fahrt mit ins Tal und auf die Post. Bis bald!

PS. Gruss an den Damenkranz und an Lilo.

Lilo, Liselotte Weiss-Steinbrüchel, unserer lieben Mutter, sei Dank, dass sie alle Briefe und Zettelchen aufbewahrt hat, ohne die so viel Vergangenes und noch Gegenwärtiges in Vergessenheit versunken wäre.



Richard Weiss mit Maiglöggli.



Richard Weiss mit seiner «Pflegemutter» E. Bosshard-Forrer sowie deren «zweitem Pflegekind», zu dem Richard Weiss eine enge Beziehung hatte.



Richard Weiss mit Jakob beim Tonkneten.



Maiensäss Tersana mit Hütte und Stall.



Richard Weiss auf Exkursion mit Studierenden (Bristen, September 1961).



Liselotte Weiss-Steinbrüchel, Jakob, Elisabeth, Christian, Hans und Richard Weiss im Heimatort Mettmenstetten (ca. 1951).



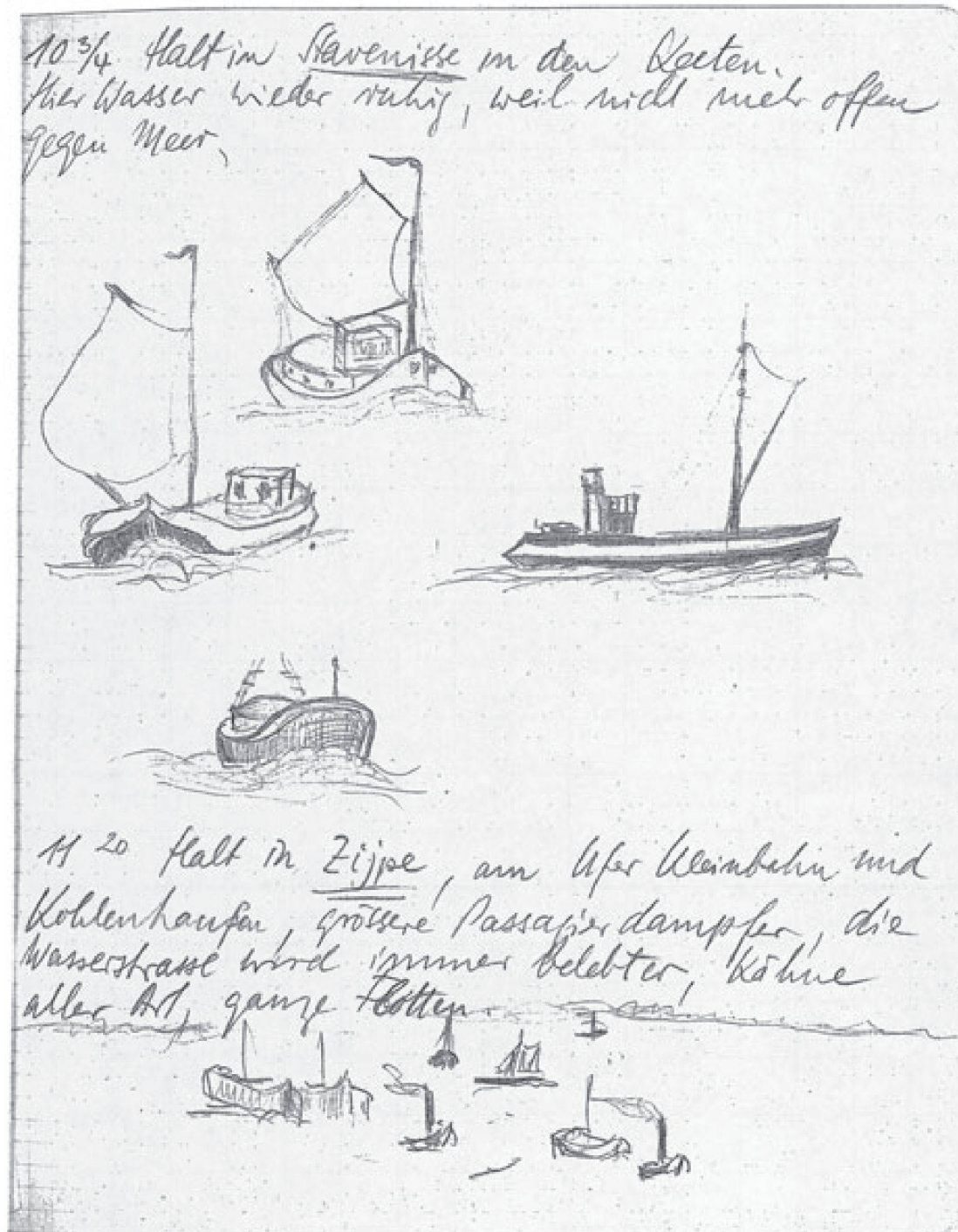
Richard Weiss mit Studierenden im Volkskundlichen Seminar der Universität Zürich im Florhof (wohl 1960).



Bootsfahrt auf der Donau mit (v.l.n.r.) Elisabeth, Christian, Jakob, Rudolf Braun, Richard Weiss und Liselotte Weiss-Steinbrüchel (1956, aufgenommen von Hans Weiss).

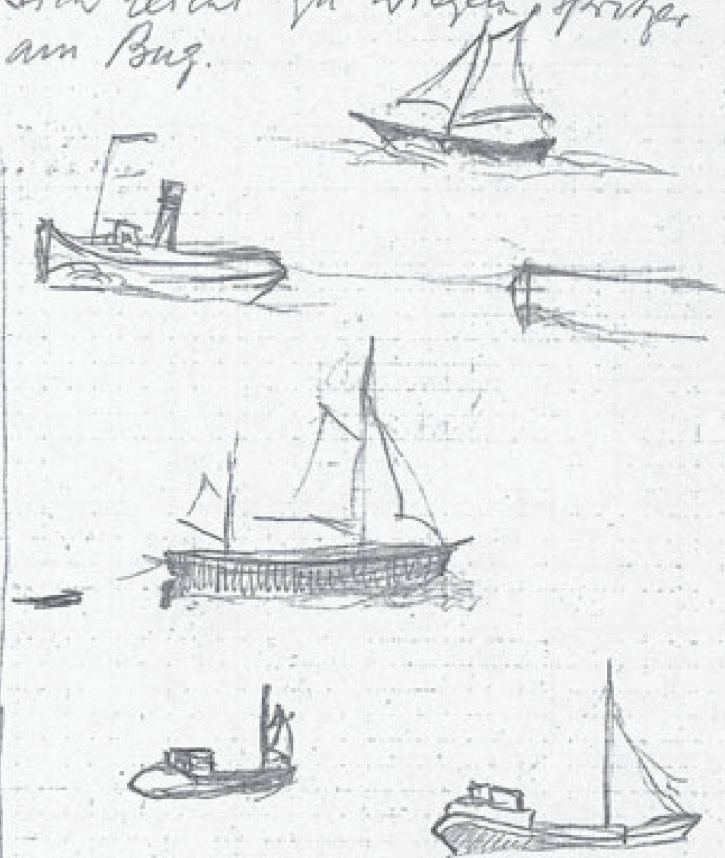


Richard Weiss, Rudolf Braun mit Gauoise, Jakob und Elisabeth beim Rasten anlässlich einer Loire-Fahrt; im Topf köchelt ein Ratatouille (1957, aufgenommen von Hans Weiss).



Reise durch die Niederlande, Oktober 1933: Die beiden Tagebuchseiten vermitteln einen Eindruck des Zeichentalents von Richard Weiss.

Zurück am 10. m. $\frac{1}{2}$ 11 Uhr
 durchqueren von die
 Oosterschelde, bisher still und
 warm, jetzt plötzlich starker
 Wind vom Meer her. Wir müssen
 unsere Kiste hinter die Koffer
 klemmen. Das Schiff beginnt
 sich leicht zu wiegen, früher
 am Bug.



Regen Verkehr, ständig Frachtschiffe
 (Kabel, Gas, etc.)



Richard und Elisabeth Weiss auf Besuch bei Richard Beitzl im Montafon vom 23.–25. September 1954. Blick von der Kapellalpe oberhalb von Schruns gegen die Rätikon-Gruppe mit Drei Türmen, Dursenfluh und Scesaplana (aufgenommen von Richard Beitzl, 14.9.1954).